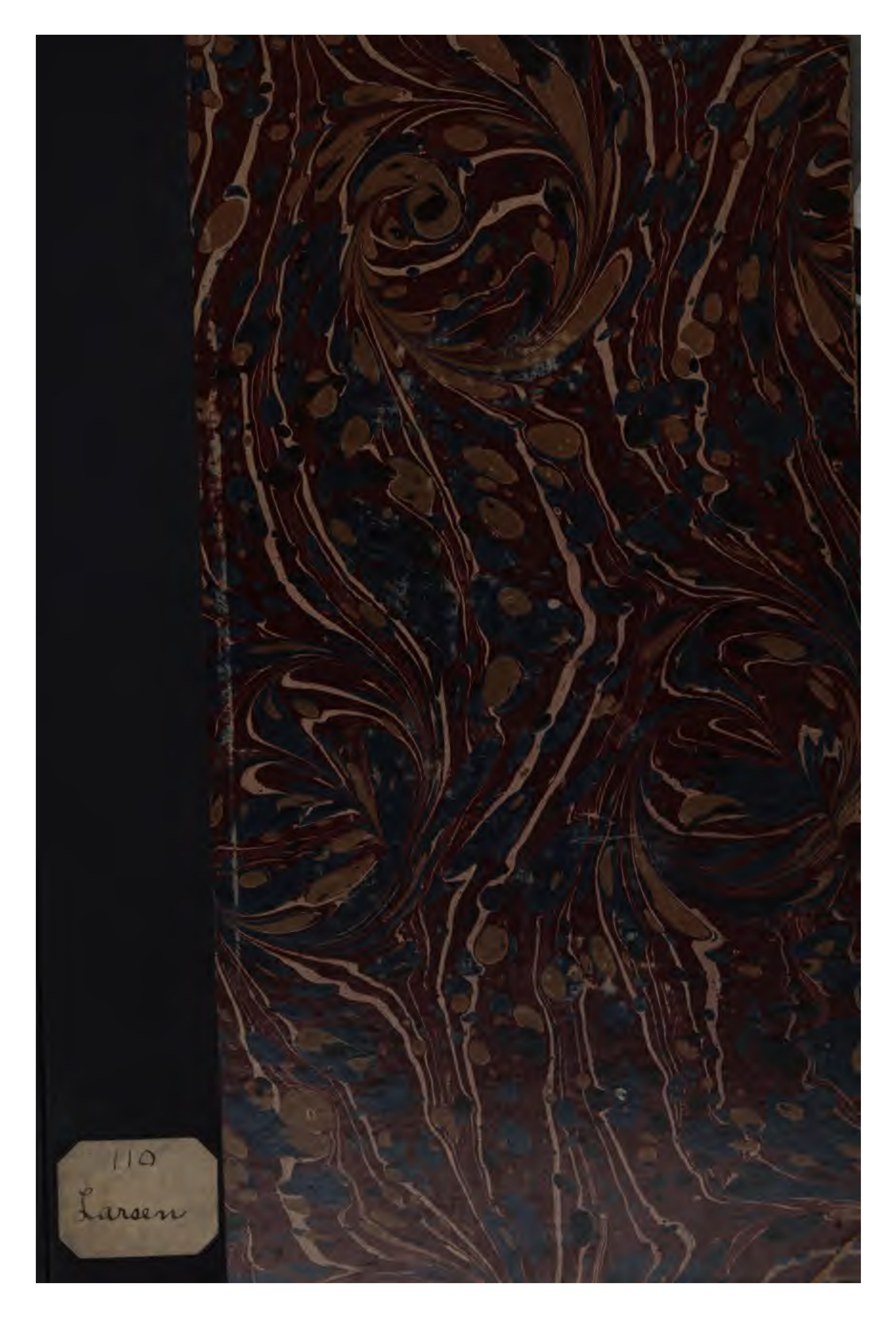
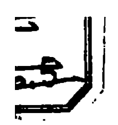

110
Larsen



° Sammlung gemeinverständl. vorträge und schriften aus dem gebiet der theologie und religionsgeschichte, 12.

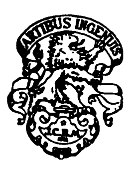
Jesus
und die Religionsgeschichte.

Vortrag
auf dem ersten religionswissenschaftlichen Kongress
in Stockholm
gehalten
am 3. September 1897
von

Lic. th. **H. Martensen Larsen,**
Pfarrer zu Vejlby bei Aarhus in Dänemark.

Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Dänischen übersetzt
von

Dr. G. Sterzel,
Pfarrer der St. Gertruds-Gemeinde in Stockholm.



Freiburg i. B.
Leipzig und Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1898.

C. A. Wagner's Universitätsbuchdruckerei in Freiburg i. B.

Vorwort.

Der nachstehende Vortrag ist am vierten Tage des ersten religionswissenschaftlichen Kongresses in Stockholm (31. August bis 4. September 1897) gehalten. Ueber den Kongress selbst, dessen Entstehung, Verlauf und Bedeutung, ist in deutscher Sprache in der „Chronik der christlichen Welt", 1897, No. 39 und der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1897, No. 201, vor allem aber in der „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft" Heft 1, 1898, Bericht erstattet worden.

Die Akten des Kongresses in schwedischer Sprache sind jetzt, mit vielen Illustrationen ausgestattet, vollständig erschienen (XV u. 608 Seiten, Stockholm, Bohlin & Co., Christiania, Cammermeyer's Boghandel). Dem deutschen Publikum werden die wichtigsten Vorträge zugänglich gemacht werden. Die Begrüssungsrede des Präsidenten Bischof D. von Schéele ist in der „Christlichen Welt", 1897, No. 35 veröffentlicht.

Mögen diese Hefte von den geistigen und wissenschaftlichen Interessen im Lande Gustav Adolph's in den Heimatländern der Reformation ein gutes Zeugnis ablegen!

Stockholm, Mai 1898.

D. S. A. Fries.
Erster Sekretär des Kongresses.

Der grosse Heidenapostel Paulus spricht einmal seine Gewissheit aus, dass ein bestimmter Name, der Name Jesus, ein Name über alle Namen werden wird, der Name, in dem die ganze Welt ihre Kniee beugen wird, um anzubeten (Phil 2 9ff.). Seine Worte sind eine Prophetie, und wir sehen sie vor unseren Augen in Erfüllung gehen. Wie viele Millionen Anhänger auch andere Religionen haben mögen, eins ist doch klar, dass Jesu Name als der grösste Name der Religionsgeschichte strahlt. Für die Meisten, wenn nicht für Alle hier, ist er in jedem Fall der grösste. Und dass er für alle Völker der Erde der grösste werden wird, dafür bürgt die Kirchen- und die Missionsgeschichte.

Aber in diesem Namen werden nicht nur unzählige Gebete gebetet. Um diesen Namen kreisen auch unzählige Menschengedanken. Ueber diesen Namen wird gegrübelt, wie über keinen anderen; denn dieser Name schliesst für uns das grösste religiöse Geheimnis ein. Wer war Christus? Was war Christus? War er wirklich Gottes Sohn, der uns den verborgenen Gott geoffenbart hat? (Ev. Joh 1 18). Das ist ja, wie der vorhergehende Redner hervorgehoben hat, die religiöse Grundfrage: „Hat Gott sich geoffenbart und wie?“ Darum studieren wir Israels Propheten, weil wir glauben, in ihnen Gottes vorbereitende Offenbarung zu besitzen, und darum grübeln

wir über Jesus, weil es bei den Meisten von uns so ist, dass unser Glaube an Gott mit dem Glauben an ihn steht und fällt. Jeder Beitrag zur Beleuchtung Jesu Christi wird darum willkommen geheissen werden.

Nun ist dies der Gegenstand unserer Erwägung: Kann die Religionsgeschichte zu seiner Beleuchtung beitragen? Giebt sie uns ein neues Verständnis von ihm oder bestätigt sie ein altes? Oder ist die religionswissenschaftliche Vergleichung wertlos? A priori darf man wohl annehmen, dass ein Vergleich zwischen Jesus und anderen grossen Namen der Religionsgeschichte und seine Betrachtung im Licht der Religionsgeschichte nicht ohne Bedeutung sein kann.

Wir sehen denn auch, dass die allgemeine Religionsgeschichte in nicht geringem Grad dazu benutzt wird, Jesus zu beleuchten, allerdings in sehr verschiedener Weise.

Die verbreitetste Art der Anwendung der Religionsgeschichte möchte ich, nach einem unter verschiedenen Formen wiederkehrenden Charakterzug, die nivellierende nennen.

Was wir von Jesus wissen, haben wir ja dem Neuen Testament zu danken, und welches wunderbar hohe Bild giebt dasselbe nicht von ihm. Eine Gestalt, so rein und fleckenlos, wie keine andere. Eine Seele, so voll von Liebe zu Gott und den Menschen, im innigsten Sohnesverhältnis zu Gott stehend. Und weiter, ein Bericht von einem Menschenleben, das vom Anfang bis zum Ende voller Wunder ist. In die Welt eingetreten durch ein Wunder, das der übernatürlichen Empfängnis, aus der Welt gehend durch ein Wunder, das der Auferstehung

und Himmelfahrt, lebt er ein Leben voller Wunder. Hier ist etwas, das, wenn anders es wahr ist, über unsere alltägliche Erfahrung hinausgeht und in derselben ohne Analogie ist.

Hier kommt nun die nivellierende Religionsforschung und sagt, dass sie Rat weiss. Mit Hilfe der allgemeinen Religionswissenschaft unternimmt sie es, Jesus zu einer allgemeinen religionshistorischen Grösse zu reduzieren und ihn seiner Originalität zu berauben. Das kann geschehen, indem man den Nachweis versucht, dass die Erzählungen der Evangelien mehr oder minder heidnische Mythen sind, z. B. Sonnenmythen; der historische Jesus ist mit heidnischen Pfauenfedern geschmückt worden. Oder es kann so zugehen, dass man zu zeigen versucht, dass der historische Jesus Christus der Welt eigentlich nichts Neues gebracht hat, sondern dass er seine Weisheit selbst wo anders her hat, z. B. vom Buddhismus. Das Ergebnis bleibt dasselbe: Jesus wird von dem einzig dastehenden Platz, den er nach der Schrift und für uns als Christen einnimmt, herabgedrückt.

Eine derartige Anwendung der religionsgeschichtlichen Vergleichung ist durchaus nicht neu. Am Schluss des vorigen Jahrhunderts hat der Franzose DUPUIS in seinem Werke: „Origine de tous les cultes“ zeigen wollen, dass Jesus Christus niemals existiert hat, sondern nur eine Personifikation der Sonne war. Und einige Jahrhunderte älter ist ja die Schrift „de tribus impostoribus“.

Neu ist hingegen die Verbreitung, die man in der letzten Zeit dieser nivellierenden Arbeit zu geben verstanden hat. Die Anschauung, dass Jesus eine allgemeine religionsgeschichtliche Grösse sei, wird mit Eifer

kolportiert. Und obwohl es allerdings nicht die grössten Vertreter der Religionswissenschaft sind, welche für diese Ideenverbreitung thätig sind, so können wir sie doch nicht ignorieren.

Es sind besonders zwei grosse indische Namen, mit welchen die Erzählungen von Jesus in Verbindung gesetzt werden: Buddha's und Krishna's Name.

Es ist der Deutsche SEYDEL, der vor allem einen Zusammenhang zwischen den evangelischen Erzählungen von Christus und denen von Buddha nachzuweisen versucht hat. Wenn man seine Schriften liest, so findet man in ihnen eine ganze evangelisch-buddhistische Synopse. Zu einem evangelischen Bericht nach dem anderen stellt er buddhistische Parallelen auf, die oft sehr gesucht und nichtssagend, in seinen Augen aber bedeutungsvoll sind.

Und davon, Buddhismus in den Evangelien zu finden, ist es ja kein weiter Schritt bis dahin, dass man Jesus selbst zu einem Buddhisten macht. Zu unserer grossen Ueberraschung erfahren wir, die wir glaubten, dass Jesus in den Schriften des alten Bundes gelebt und geatmet habe, auf die er im Neuen Testament beständig hinweist, ich sage, zu unserer grossen Ueberraschung erfahren wir, dass er seine Inspirationen aus buddhistischen Schriften und der Lehre Buddha's geschöpft haben soll. So in der Schrift: „War Jesus Buddhist?“ und in dem Roman von NOTOWITSCH, der eine traurige Berühmtheit erlangt hat: „Die Lücke in dem Bericht über das Leben Jesu“, eine Lücke, die NOTOWITSCH ausfüllen zu können meinte. In dem Zeitraum, aus dem die Evangelien nichts berichten, vom 12. bis zum 30. Jahr, soll Jesus auf Reisen in Indien gewesen sein und daselbst buddhistische Weisheit gelernt haben!

Obgleich das, was mit diesen Behauptungen eines Zusammenhanges zwischen Christus und Buddha geleistet wird, kühn genug ist, wird es doch noch in den Schatten gestellt durch die Versuche, die Evangelien von hinduischen Sagen von Krishna aus zu erklären. Verschiedene meiner Zuhörer werden sich gewiss entsinnen, wie ein nordamerikanischer Geistlicher vor einigen Jahren hierdurch bei uns ein gewisses Aufsehen erregte. In den Spuren ausländischer Vorgänger einhergehend, erzählte er uns, wie sich die Phantasie der heidnischen Völker mit der Sonne beschäftigte. Diese war für sie ein Bild des Schöpfers und Erhalters des Naturlebens. Sie sahen in ihr einen himmlischen Welterlöser abgebildet. Der Sonnenaufgang war seine Geburt, ihr Kampf mit der Finsternis sein erlösendes Werk. Wenn sie unterging, starb er. Wenn sie wieder aufging, stand er aus dem Grabe auf. Diese Sonnensagen übertrugen nun die Alten auf ihre grossen Helden und Religionsstifter.

So sollten die Inder sie auf Krishna und Buddha übertragen haben; später sollten sie auf Christus übertragen worden sein. Die Erzählungen von seinem Tod und seiner Auferstehung sollten nur Umformungen der herkömmlichen Sage vom Tod und der Auferstehung des Sonnenhelden zu neuem Leben sein. Auch andere evangelische Erzählungen sollten von hier aus erklärt werden. Der Sonnengott verwandelt das Wasser der Erde, das im Weinstock aufgesogen wird, zu Wein in den reifen Trauben. Von hier aus soll Jesu Wunder in Kana als Mythus zu erklären sein. Die Sonne bewegt sich durch die zwölf Zeichen des Tierkreises. Das soll der Grund sein, weshalb Jesu sagenhaft zwölf Apostel beigelegt

wurden, oder, mit einer anderen Variation, dass Jesus wirklich zwölf Apostel erwählte. Kurz und gut, das Christentum ist nur eine Art modifiziertes Heidentum. Ja, ein exzentrischer, dänischer Schriftsteller, L. Lund, hat vor kurzem in einer Schrift („Videnskaben og Kristendommen", „Wissenschaft und Christentum"), welche als Beilage zu der pädagogischen Zeitschrift „Vor Ungdom" Verbreitung gefunden hat, behauptet, dass Jesus, der ein genauer Kenner des alten Heidentums war, versuchte, es wieder zum Leben zu wecken, und sich darum selbst die vornehmste Rolle, als Offenbarung der Gottheit, der Erstgeborene oder Gottes Sohn, zuteilte!!

Man fühlt sich versucht, über diese Phantasien zu lächeln, wenn die Sache nicht zu ernst wäre, um darüber zu lächeln.

Denn ganz gewiss ist, dass, wie schon bemerkt, es nicht die grossen Namen der Religionsforschung sind, welche sich mit dieser Art der nivellierenden Arbeit beschäftigen. Und doch können auch berühmte Männer der Wissenschaft durch ihre Worte derselben Nahrung zuführen. Lassen Sie mich nur drei Beispiele nennen. Das erste nehme ich von Max Müller. Jesu Wunder haben ja immer bei Vielen Anstoss erregt und vielfältig sind die Versuche, diese zu erklären oder fortzuerklären. Erst neulich hat Max Müller, der sonst vor leichtsinniger Vergleicherei zwischen Christentum und Buddhismus gewarnt hat, doch hervorgehoben, dass buddhistische Quellen Erzählungen von einem Mann enthalten sollen, der so lange auf dem Wasser ging, als er den Glauben an seine eigene Göttlichkeit hatte. Ebenso soll

Buddha 500 Menschen mit einem Brote gespeist haben. Diesen buddhistischen Erzählungen kommt nach seiner Meinung die Priorität im Verhältnis zu den neutestamentlichen zu (s. Christian World, 4. Juni 1896). Das andere Beispiel liefert uns ein bekannter Assyriologe, H. ZIMMERN. Es ist nicht viele Monate her, dass er als Problem für unser Nachdenken den Gedanken hinwarf, ob nicht die christliche Dreieinigkeitslehre und Jesu Worte im Johannesevangelium vom Parakleten in Zusammenhang mit den babylonischen Vorstellungen von Ea, Marduk und dem Feuergott stehen könnten. Das letzte Beispiel nehme ich vom Philologen USENER, der mit religionsgeschichtlichem Recht behaupten zu können glaubt, dass die Erzählung der Evangelien von Jesu übernatürlicher Empfängnis auf weitverbreitete heidnische Vorstellungen zurückweise. Diese drei beispielsweise angeführten Hypothesen berühren ja allerdings nur einzelne Punkte in Jesu Leben und Lehre, aber haben MAX MÜLLER, ZIMMERN und USENER in diesen Punkten Recht, so heisst das, dass wir im Weihnachtsevangelium, in einer Erzählung aus Christi Leben und in einem Hauptpunkt der christlichen Lehre heidnische Reminiszenzen finden. Die nivellierende Religionswissenschaft würde eine mächtige Stütze erhalten haben.

Und wenn auch die Urheber der früher erwähnten Hypothesen über Christus als einen zweiten Buddha oder Krishna in der Wissenschaft einen verrufenen Namen haben, kann man ihre Schriften doch nicht mit Schweigen übergehen, und das aus drei Gründen.

Zunächst wegen der Wahrheit, die in dem Sprichwort ausgedrückt ist: „Calumniare audacter, semper ali-

quid haeret.“ Die Dreistigkeit z. B., mit der behauptet worden ist, dass auch von Krishna erzählt wird, er sei gekreuzigt worden und in das Totenreich hinabgestiegen, um wieder von da aufzuerstehen, ist wirklich imponierend. Das ist vollkommene Erdichtung. Aber leider muss man fürchten, dass diese Dreistigkeit auch Anderen imponiert. Wie handgreiflich auch die Erdichtungen sein mögen, müssen sie doch entschleiert werden.

Zum anderen müssen wir bedenken, dass verschiedene Zeitströmungen die Verbreitung jeder nivellierenden religionsgeschichtlichen Auffassung begünstigen. Neben der Christentumsfeindschaft können wir an den Spiritismus und die sogenannte Theosophie erinnern. Den theosophischen Schriftstellern wird es willkommen sein, zeigen zu können, dass es dieselben Grundvorstellungen sind, welche in allen Religionen wiederkehren. Weiter kann hier auf den Antisemitismus hingewiesen werden. Viele Antisemiten würden es mit Freuden begrüssen, wenn man Jesus von dem jüdisch-semitischen Boden loslösen und das Christentum zu einem Produkt des arischen Geistes machen könnte. Und schliesslich müssen wir das Schmerzenskind unserer Zeit nennen — die Sozialdemokratie. Der bekannte holländische Sozialistenführer DOMELA NIEUWENHUIS hat eine Lebensschilderung Jesu veröffentlicht, in der er die dreisten Worte fallen lässt, man könne wohl davon ausgehen, dass Elemente der Osiris-, Horus- und Adonislegenden in das Christusbild der Evangelien aufgenommen seien, und worin er die Arbeiter darüber belehrt, dass die christlichen Ideen aus Persien und Indien stammen. Auch er weist in diesem Zusammenhang auf die Krishnalegende hin. Und ein Buch, wie das seine,

wird ja in tausenden und aber tausenden von Exemplaren verbreitet. Alles das zeigt uns, welcher Boden hier für die nivellierende Religionsforschung vorhanden ist.

Und zum Dritten. Man sagt, dass jede Lüge von dem Körnchen Wahrheit leben kann, das in ihr vorhanden ist. Und eine gewisse Wahrheit steckt ja in diesen Vergleichen zwischen Christus und den heidnischen Grössen. Zu vielen seiner Aussagen kann es heidnische Parallelen geben. Sicherlich wird man bei vielen heidnischen Weisen schöne Worte über Güte und Liebe finden, Worte, welche an solche von Christus erinnern. Auch in anderer Weise können Gleichheiten nachgewiesen werden. Das Ziel des Wirkens Jesu, die Erlösung der Menschen, ist, das darf man sagen, auch das Ziel Anderer, z. B. Buddha's, gewesen. Dass solche Aehnlichkeiten sehr oberflächlicher Art sein können, und dass unter diesen Gleichheiten auf der Oberfläche im Grunde tiefgehende Verschiedenheiten liegen können, zeigte uns SAUSSAYE in seinem Vortrag. Aber geleugnet werden kann es nicht: gewisse Gleichheiten giebt es.

Dies alles zusammen bewirkt, dass für den, der in seinem Glauben nicht gefestigt oder der in seiner Wissenschaft nicht gründlich zu Hause ist, leicht der Augenblick kommt, wo er ratlos fragt: „Was ist die Wahrheit in diesem Allen? Ist das Evangelium umgestürzt? Ist es das letzte Wort der Wissenschaft, dass Jesus sich für uns in einen Mythus auflöst oder im besten Fall, wenn er eine historische Persönlichkeit ist, zu einer allgemeinen religionshistorischen Grösse reduciert wird? Ich frage nicht, was der Glaube hierzu zu sagen hat, sondern ich frage, ob dies Wissenschaft ist.

Und da ist es meine feste Ueberzeugung, dass wir hierauf getrost mit Nein antworten können. Das ist nicht Wissenschaft. Die nivellierende Religionswissenschaft ist im ganzen höchst unbefriedigend. Es ist eine grosse Illusion (und hört nicht auf, eine solche zu sein, auch wenn sie sich bei einem MAX MÜLLER findet), zu meinen, dass alle Religionen der Welt nur verschiedene Dialekte einer und derselben Sprache sind. Es ist ebenso eine Illusion, wie es eine sein würde, wenn wir Skandinavier meinten, dass alle Sprachen der Erde nur dialektisch verschieden seien, weil dies mit Dänisch, Norwegisch und Schwedisch der Fall ist. Sobald wir über die skandinavischen Grenzen hinauskommen, machen wir die möglicherweise unbehagliche Erfahrung, dass es Sprachgrenzen giebt, die so scharf sind, dass die Völker auf der einen Seite die auf der anderen Seite nicht verstehen. Aber gerade das ist auch der Fall in der Welt der Religionen; auch hier giebt es tiefeinschneidende Unterschiede, Grenzen, welche wie Sprachgrenzen ein Volk von dem anderen scheiden, so dass das eine zu dem anderen sagen muss: Wir verstehen dich nicht, Grenzen, die, wie die politischen, die Völker so scheiden, dass sie in Waffen einander gegenüberstehen. Aber liefert so die nivellierende Religionswissenschaft im ganzen höchst unbefriedigende Resultate, so macht dieselbe doch ganz besonders Jesu gegenüber Konkurs. Und was die obenerwähnte Hypothese anlangt, so ist es gewiss nicht Wissenschaft, Jesus in einen Mythus aufzulösen oder ihn zu einem Schüler der Heiden zu machen. Es ist etwas ganz anderes, was uns die Religionsgeschichte über ihn zu sagen hat. Natürlich kann nicht a priori geleugnet werden, dass

in die Evangelien ein oder die andere Einzelheit hineingekommen sein kann, die heidnischen Ursprungs ist. Aber anstatt mich auf eine derartige, für meine Zuhörer ermüdende und in Wirklichkeit endlose Arbeit einzulassen, will ich lieber indirekt das Unvermögen dieser ganzen nivellierenden Arbeit zeigen, uns Jesus zu erklären, indem ich die Behauptung aufstelle und erweise, dass die echte Religionswissenschaft uns im Gegenteil hilft, Jesus zu verstehen als den in der Religionsgeschichte einzigartig Dastehenden, dass sie uns hilft, seine Sonderstellung zu verstehen, wenn wir nämlich, anstatt von dem auszugehen, was er vermeintlich mit den anderen Religionsstiftern gemeinsam hat, unseren Ausgang von dem nehmen, was ihn von denselben unterscheidet. Es war ein wahres Wort von CHANTEPIE DE LA SAUSSAYE, dass wir, wollen wir die Griechen in ihrer Eigenart verstehen, nicht von dem ausgehen dürfen, was sie mit den Buschmännern und Australnegern gemein haben, sondern dass wir unser Augenmerk auf das richten müssen, was sie von anderen Völkern unterscheidet. Wollen wir Jesus Christus verstehen, so müssen wir auch vor allem versuchen, zu finden, was ihn von den anderen grossen Religionsstiftern unterscheidet, sonst kommen wir nicht zum Ziele.

Und was ist denn das Jesu Besondere?

Der Christ wird als solcher die Antwort hierauf rasch bereit haben. Alle Anderen waren nur Menschen, waren, wie wir, von unten, von der Erde, Jesus Christus war mehr, war Gottes Sohn, war von oben her, vom Himmel. Aber das ist die Antwort des Glaubens. Wir dürfen sie in diesem Zusammenhang nicht geben. Aber wenn wir nun, anstatt zu sagen, Jesus Christus war Gottes Sohn,

sagen: Jesus Christus fühlte sich als Gottes Sohn, so haben wir eine vollwissenschaftliche Antwort gegeben und gleichzeitig das punctum saliens getroffen. Zweifelsohne giebt es auch andere Ausgangspunkte, von denen aus man Jesu einzigartige Stellung in der Religionsgeschichte nachweisen könnte. So wies Pastor Söderblom gestern Abend ja so schön darauf hin, wie eine religionshistorische Vergleichung uns in Jesu die höchste Moral verwirklicht zeigt in Verbindung mit der tiefsten Religiösität. Es giebt genug Seiten, von denen aus die Sache betrachtet werden kann. Für mich steht dies indessen als der bedeutsamste Ausgangspunkt da: Jesus Christus hat sich als Gottes Sohn gefühlt.

Keine Thatsache kann sicherer bezeugt sein. Wenn alle vier Evangelien ungeschrieben oder verschwunden wären, wenn es nicht eine einzige positive Ueberlieferung über Jesu Leben gäbe, so würden wir doch dies Eine von ihm postulieren können. Wir würden nichts darüber sagen können, wo er geboren war und wie er starb; derartiges kann nur durch positive Ueberlieferung aufbewahrt werden, aber wir würden nach den Wirkungen, die Jesu Christi Thun gehabt hat, behaupten können: er muss sich als Gottes Sohn und Gott als seinen Vater gefühlt haben. Das war auch, verstand ich Herrn Professor Meyer recht, das Ziel, zu dem wir am Ende des langen und engen Weges der neutestamentlichen Untersuchungen gelangten. Aber auch vor und unabhängig von den neutestamentlichen Spezialuntersuchungen steht dies fest.

Was ist nämlich Christentum? Ich frage sowohl die, welche die Macht des Christentums selbst erlebt, wie die, welche dieselbe an Anderen gesehen haben.

Was ist Christentum anderes, als sich als Gottes Kind fühlen, der Liebe des himmlischen Vaters gewiss sein, sich seiner Fürsorge getrost hingeben? Wer ein Christ wird, fragt nicht länger: Wer ist Gott? Ist er der blinde Zufall oder das unbarmherzige Verhängnis? Sondern er weiss es: Er ist mein Vater. Und er fragt nicht länger: Wer bin ich? Bin ich nur Staub vom Staub der Erde, blos wie das welkende Gras? Sondern er weiss es: Ich bin ein Kind Gottes. So ist es immer in der christlichen Kirche gewesen. So ist es. Dieser kindliche Glaube der Christen ist eine Realität.

Aber nun frage ich: Woher haben wir diesen Glauben genommen? Haben wir ihn aus unserem eigenen Innern geschöpft? Sind es die Sterne, die ihn uns gelehrt haben? Nein, mit nichten. Wir haben ihn von der christlichen Kirche durch die Vermittlung frommer Eltern und geistlicher Lehrmeister. Und nun, die christliche Kirche, woher hat sie diesen Strom lebendigen Gottvaterglaubens, der zu allen Zeiten durch die Kirche rinnt? Wo ist die Quelle? Wo ein Strom ist, muss es ja auc eine Quelle geben.

Und diese Quelle ist nicht schwer zu finden. Sie ist im Neuen Testament zu suchen, in letzter Instanz bei Jesus selbst. Es ist ja klar genug, dass die Quelle des Glaubens an Gottes Väterlichkeit in der christlichen Kirche weder bei Plato noch bei Sokrates oder Konfucius oder Buddha zu suchen ist. Aber wenn wir die Schriften des Neuen Testaments lesen, können wir sagen: Nun merken wir die Nähe der Quelle. Siehe, wie der Geist der Kindschaft (Rm 8 15) die Verfasser des Neuen Testamentes, Paulus, Petrus, Johannes, um

nur einige zu nennen, erfüllte. Als ob sie sich mit einander besprochen hätten, haben sie einen Namen vor allen Namen, wenn sie Gott bezeichnen sollen, den Namen Vater. Aber sie haben sich nicht besprochen. Die Einstimmigkeit rührt daher, dass sie es Alle von einem Anderen gelernt haben. In eines Anderen Namen wagen sie Gott Vater zu nennen. Gott ist ihr Vater. Aber zuerst und vor allem ist er doch Jesu Christi Vater. Sie haben seine Herrlichkeit gesehen, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes, und er hat ihnen den Geist der Kindschaft geschenkt.

Davon können wir daher von vornherein überzeugt sein, dass, wenn wahre geschichtliche Berichte über den Meister und Lehrer der Apostel, ihren Herrn und Erlöser existieren, uns dieselben zuerst und vor allem das Bild eines Menschen zeigen müssen, der sich in einzigartiger Weise als Gottes Kind fühlte, der ein Leben lebte, das von Anfang bis zum Ende von diesem Glauben getragen war, mit dem Vermögen, dieses Gefühl auch Anderen einzugiessen. Und was wir so erwarten dürfen, das halten die Evangelien. Darum können wir ruhig sagen: Was uns die Evangelien über Jesu Sohnesgewissheit sagen, muss Wahrheit sein. Jedes Vaterunser, das wir beten, legt Zeugnis davon ab.

So wollen wir vertrauensvoll das Bild der Evangelien von ihm betrachten.

Von Anfang bis zum Ende ist das Sohnesbewusstsein der Grundakkord in Jesu Leben. Es klingt hindurch durch das erste Wort, das uns von ihm überliefert ist: Muss ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist — ein wunderliches Wort in dem Mund des zwölfjährigen

Knaben; denn wer hat ihn gelehret, Gott seinen Vater zu nennen! Und es klingt hindurch durch das letzte Wort, das die Evangelien von ihm berichten, das Wort, in dem der Hartgeprüfte seine Seele aushaucht: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Dieses Sohnesbewusstsein ist das Tiefste in ihm. Bei der Taufe hiess es zu ihm: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“, und diese Worte haben sein ganzes Leben hindurch in seiner Seele widergehallt. Aus diesem seinem Sohnesbewusstsein entspringt seine feste Gewissheit, dass alles in Gottes Vaterhand steht. Ja, an dieses Sohnesbewusstsein knüpfen auch seine Versuchungen an: „Bist du Gottes Sohn, so thue dies und das!“ (Mt 4), so hiess es in der Stunde der Versuchung.

Und dieses Sohnesbewusstsein hat zwei bemerkenswerte Eigenschaften.

Zuerst seine Reinheit. Es wird durch nichts gestört. Die Sünde drängt sich nicht zwischen Gott und Jesus und stört die Gemeinschaft. Wir haben keine Spur eines Sündenbekenntnisses von Jesu.

Dann seine Unreflektiertheit. Jesus ist zu seinem Glauben an Gott nicht auf dem Weg des Denkens gekommen. Er hat nicht die Welt betrachtet und sich so durch Reflexion von seiner Weltbetrachtung zum Glauben an Gott erhoben. Er hat niemals so gefolgert: Weil die Welt die und die Eigenschaften hat, muss Gott so oder so beschaffen sein. So haben heidnische Philosophen aus der Betrachtung der Welt die Folgerung gezogen, dass die Welt einen weisen Regenten, einen göttlichen König und Vater haben muss. Nicht also Jesus. Was hier vor kurzem über die Unreflektiertheit der alttestament-

lichen Propheten gesagt worden ist, gilt auch von Jesus. Er kannte Gott als Vater unmittelbar aus eigener Erfahrung. Und weil er Gott als Vater kannte, sah er des Vaters Finger überall in der Welt — nicht umgekehrt. Darum hat Jesus niemals in philosophischer Weise von Gott gesprochen. Niemals hat er Gott Namen gegeben, wie z. B. der „Absolute“, der „Urgrund des Seins“, der „Ursprung der Welt“. Gott ist für ihn der König, der Vater, der Hausherr. An diese einfachen Anthropomorphismen, die alle ein doppelseitiges Persönlichkeitsverhältnis ausdrücken, hält er sich. Ob man Jesus zu der Kategorie der „grossen Denker“ rechnen darf, hat man darum Grund zu bezweifeln. Er sagt nur aus, was er weiss und erfährt. Philosoph oder Denker zu sein, liegt ausserhalb seiner Aufgabe. Darum kennt er auch nicht, soweit wir sehen können, das schmerzliche und demütigende Gefühl der Grenzen des Denkens. Hier tritt ein bemerkenswerter Unterschied z. B. im Vergleich mit Paulus zutage. Derselbe dachte über die göttlichen Mysterien nach und musste resigniert bekennen, dass wir hier nur in einem Spiegel, im dunklen Licht sehen. Aber Jesus lebt in einer höheren Gemeinschaft mit Gott. Für ihn giebt es kein göttliches Mysterium. Allwissend ist er ganz gewiss nicht (Mk 13 $_{33}$), aber seine Beschränkung im Wissen um die Welt hebt sein vollkommenes Wissen um den Vater nicht auf. Er kennt den Vater und dankt dafür (Mt 11 $_{25}$ff.). Er hat die Kenntnis der unmittelbaren Erfahrung von Gott.

In diesem Sohnesbewusstsein Jesu hat alles das seine Wurzel, was er die Menschen gelehrt hat. Weil er des Vaters Erhörung erfahren hatte, konnte er uns Erhörung

unserer Gebete verheissen. Weil er des Vaters Fürsorge kannte, konnte er uns versichern, dass alle unsere Haupthaare gezählt sind. Weil er Gottes väterliche Liebe kannte und in ihr eine Quelle der Liebe zu den Menschen fühlte, konnte er die beiden grossen Liebesgebote nebeneinander und zusammensetzen; sie sind so recht ein Zeugnis seiner tiefen Liebe. Und wenn er die Menschen ihren Feinden vergeben und sie lieben lehrte — etwas, worin man zuweilen das für Jesus Besondere gesucht hat, — so ist die Quelle dieser seiner Lehre ja auch bloss in seinem Sohnesbewusstsein und seinem Kindschaftsverhältnis zum Vater zu suchen. Seine Ermahnungen lauten ja nicht nur: Vergebet, seid barmherzig, sondern sie lauten so: Seid vollkommen in vergebender Liebe, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist. Seid barmherzig, wie Euer Vater barmherzig ist.

In Jesu Sohnesbewusstsein haben wir also den Mittelpunkt seines Seelenlebens, die Quelle seiner ganzen Lehre, die Kraft seines ganzen Wirkens gefunden.

Durch dieses Sohnesbewusstsein wusste sich Jesus als den, der nicht seines Gleichen unter den Menschenkindern hatte, — wie er denn gesagt hat: Niemand kennet den Sohn ausser der Vater, und niemand kennet den Vater ausser der Sohn und wem der Sohn es will offenbaren. Und durch die Betrachtung dieses Sohnesbewusstseins, der eigentümlichen Religiösität Jesu, werden wir ohne Schwierigkeit Jesu einzigartige Stellung in der Religionsgeschichte erkennen.

Das Erste, was wir entdecken, ist nämlich dies, dass Jesus mit diesem Sohnesbewusstsein unter allen den grossen Religionsstiftern allein dasteht. Man könnte viel-

leicht glauben, dass dasselbe auch bei ihnen vorhanden war; aber nein, das ist nicht der Fall.

Dass dasselbe nicht bei Buddha vorhanden war, ist einleuchtend. Buddha war praktischer Atheist. Er hatte keinen Gott, den er anbeten konnte. Durch eigene Kraft fand er den Weg der Erlösung und durch eigene Kraft durchlief er ihn. Welch himmelweiter Unterschied ist nicht zwischen ihm und Christus. Wohin auch Buddha schaute, ob aufwärts in die Höhe oder hinein in sich selbst, fand er nur ein ehernes Gesetz, das alles und Alle beherrschte, das zu finden und mit dem sich zurechtzufinden es galt. Wenn Jesus nach oben aufschaute, begegnete sein Blick dem himmlischen Vater, und die Liebe des Vaters füllte das Innerste seiner Seele. In Buddha war nicht ein Funken religiösen Sohnesbewusstseins.

Und wenden wir uns nun zu den grossen Religionsstiftern, die sich einem persönlichen Gott gegenüber gefühlt haben, so finden wir, dass der Grundakkord ihres Wesens nicht die selige Gewissheit gewesen ist, Gottes Kinder zu sein, sondern das ernste Bewusstsein, Gottes Diener, seine Propheten zu sein.

So Zoroaster. Er ist der Prophet, der mit Ahuramazda spricht und das Wort des Gottes empfängt, um es weiter zu geben. Der Name, den sein Gott trägt, ist auch nicht der Vatername. Er heisst Ahuramazda, der weise Herr. Er ist der Herr, Zoroaster der Diener. Ganz wie bei den Juden. Darum hat der Prophet auch seiner Gemeinde nicht den Geist der Kindschaft geben können. Mit Reihen prachtvoller Namen wird Ahuramazda geehrt; aber er ist weder der allliebende noch der allmächtige (vgl. E. LEHMANN, Religion und Kultur im

Avesta, Kopenhagen 1896, S. 7 ff.). Und nur weil unser Gott sowohl der allmächtige als auch der allliebende ist, können wir uns ihm im vollen kindlichen Vertrauen hingeben.

Wir gehen über zur Offenbarungsreligion.

War das Sohnesbewusstsein das Tragende im Werk Mosis, das Innerste in seiner Persönlichkeit? Nein. Moses lehrte das Volk nicht, Gott als Vater anrufen, er lehrte die Juden kein Vaterunser. Das Treibende bei Moses war seine prophetische Gewissheit. Also hat er vor Gott gestanden: Gott war der allmächtige Herr, er selbst der geringe Knecht. Ebensowenig in seiner wie in der anderen Propheten Brust hat es geklungen: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“, sondern sie haben gesagt: „Rede, Herr, dein Knecht höret.“

Betrachten wir dann das Zerrbild der Offenbarungsreligion, den Muhammedanismus. In ihm tritt ja Muhammed auch als Prophet auf. Auch er fühlte sich ja nicht als Gottes lieber Sohn, sondern als Gottes geringer, sündiger Sklave. Fanden wir die ersten Worte, die uns von Jesu überliefert sind, charakteristisch für ihn, so können wir wohl auch die ersten prophetischen Worte an Muhammed, die Worte, welche als die ältesten des Koran angesehen werden, als charakteristisch für den arabischen Propheten erwähnen; „Verkünde in deines Herren Namen, der alles geschaffen hat, verkünde: den Menschen hat er geschaffen aus einem Blutklumpen!“ Was Jesus geworden ist, wurde er von seinem Sohnesbewusstsein aus, was Muhammed wurde, wurde er von der Gewissheit seiner Berufung aus. Darum hat auch Muhammed seiner Gemeinde nicht den Geist der Kind-

schaft geben können. Und die Muhammedaner kennen nicht den himmlischen Vater.

Und wollen wir den Kreis unserer Betrachtungen erweitern — es ist ja nicht leicht, zu entscheiden, wer mit unter die Religionsstifter zu zählen ist — wollen wir einen Mann wie Confucius nehmen, wie weit ist er nicht davon entfernt, den Geist der Kindschaft zu haben. Welcher Unterschied zwischen ihm, der so zurückhaltend und vorsichtig in seinen Reden über Gott und die Geister war, und ihm, der sagen konnte: Niemand kennt Gott den Vater, ausser mir, seinem Sohn.

Ist das nicht bemerkenswert? Ist es nicht, als ob sich die grossen Religionsstifter damit in das rechte Verhältnis zu Jesus Christus gesetzt hätten? Unbewusst liessen sie den Platz als Gottes Sohn für Jesum Christum offen stehen. Diesen Platz wagten sie selbst nicht einzunehmen.

Man urteile hierüber wie man will, je nach seinen religiösen Bedürfnissen. Wer seine Ehre darein setzt, gottlos zu sein und sich selbst zu helfen, für ihn wird Buddha das Ideal sein. Wer kein höheres Ziel kennt, als Gottes Knecht und ein Werkzeug in seiner Hand zu sein, suche sich ein Ideal in einem der alten Propheten. Und es giebt wohl auch solche, welche für die Phantasien der indischen Weisen, in Gott selbst aufzugehen, schwärmen, und dem theistischen „ich bin sein Knecht" das pantheistische „ich bin Er selbst" vorziehen. Aber derjenige, dessen Herz nur darin Frieden findet, dass er Gottes liebes Kind ist, für ihn ist Jesus notwendigerweise der Grösste in der Religionsgeschichte. Aber man urteile hierüber, wie man wolle: durch sein Sohnesbewusstsein ist Jesus einzigartig in der Religionsgeschichte.

In diesem Sohnesbewusstsein liegt Jesu Originalität.

Sobald wir unsere Aufmerksamkeit hierauf lenken, sehen wir das Verfehlte darin, wenn man Jesus erklären will, indem man ihn von früheren Religionsstiftern abhängig macht. Es ist eine reine Unmöglichkeit, Jesus zum Buddhisten zu machen. Da weder Buddha noch die Buddhisten das Sohnesbewusstsein haben, können sie dasselbe ja auch nicht Jesu gegeben haben. Er kann natürlich von Allen und von allem, was er antraf, gelernt haben. Er hat ja auch von den Lilien auf dem Felde und den Vögeln unter dem Himmel gelernt. Aber er hat nichts Anderes gelernt, als das, was sein innerstes Wesen sich assimilieren konnte, und das Höchste, sein Sohnesbewusstsein, hat er weder von Rechts noch von Links empfangen.

Man kann alle Parteien und Bewegungen der Zeit nennen, Pharisäismus, Esseismus, Sadducäismus u. s. w. Es ist nicht der Geist der Kindschaft, was sich in ihnen regt. Es ist ein Unterschied zwischen „Schmone Esre“ und „Vater unser“, auch wenn Gottes Vatername in dem jüdischen Gebet vorkommt. Auch in Johannes dem Täufer finden wir nicht den Geist der Kindschaft. Niemals ertönte in Johannes die Stimme: „Du bist mein lieber Sohn.“ Erst zu Jesus erklang es, im Innersten seiner Seele: „Du bist mein lieber Sohn.“ Und es war kein Mensch, der ihn das lehrte. Die Stimme kam, wie das Evangelium sagt, von Gott selbst.

Und wie Jesus durch sein religiöses Sohnesbewusstsein unter seinen Zeitgenossen original dasteht, steht er ohne Gleichen in der ganzen Religionsgeschichte da.

Es soll nicht geleugnet werden, dass es ja in den Religionen manche Spuren kindlich getrosten und vertrauensvollen Gefühles gegenüber der Gottheit giebt. Jesus Christus ist ja kein deus ex machina. Er ist nicht bloss Gottes Sohn, sondern auch des Menschen Sohn, die Blüte der Menschheit. Das Beste in der Menschennatur entfaltet sich in ihm. Und zum Besten in der Menschennatur gehört der Zug zu Gott, der Drang, Gott nicht bloss als Herrn zu dienen, sondern in Gott als Vater zu ruhen. Aber wie schöne Beispiele davon wir auch finden können, muss doch ein jeder einräumen, dass Jesu Gleichen in dieser Hinsicht nicht gefunden worden ist.

Schöne, liebliche Beispiele davon haben wir ja im Alten Testament. Wenn wir an den 23. Psalm denken: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln", so ist dies ja ein herrlicher Strahl des Geistes der Kindschaft. Und wir wissen ja auch, dass die Gottesbenennung „Vater" hin und her im Alten Testament auftaucht und dass dieselbe einige Male in dem jüdischen Hauptgebet, in dem jüdischen Vaterunser, wenn es so genannt werden darf, dem obenerwähnten „Schmone Esre" vorkommt. Hier war im Alten Testament etwas begonnen; aber erst in Jesus erlangt es seine Vollendung. Es giebt unter den Gestalten des alten Bundes keine, die ihm in dieser Hinsicht an die Seite gestellt werden kann.

Und schöne Beispiele haben wir auch aus dem Heidentum. Auch da war etwas begonnen. Wunderlich genug: obgleich keiner von den obengenannten Religionsstiftern den Vaternamen ergriff und ihn als Gottesnamen festsetzte, so fand er sich doch in allen Religionen als Gottesbenennung (Ζεῦς πατήρ, Juppiter u. s. w.). Wieviel daraus

geschlossen werden kann, will ich unentschieden lassen. Deswegen dass man Gott auch Vater nennt, braucht man noch keine kindlichen Gefühle für ihn zu hegen; und deswegen, weil man in einem getrosten Vertrauensverhältnis zu Gott steht, braucht man noch nicht die Gottesbenennung Vater zu haben. Aber, worauf alles ankommt, die Gottesbenennung war vorhanden und Spuren des Geistes der Kindschaft waren auch vorhanden. Ja, man hat sogar von einer heidnischen Gottvater-Religion bei den Popularphilosophen des späteren griechisch-römischen Heidentums sprechen können.

Und doch muss jede unparteiische Betrachtung einräumen, dass alles dies nur ein Ansatz zu dem ist, was sich in Vollkommenheit bei Christus findet. Es giebt so vieles, was im Heidentum die Reinheit des Sohnesbewusstseins zerstört oder auch seine Tiefe verhindert, vor allem die Vielgötterei und die Spekulation, wohl auch das Sündenbewusstsein. Der Mann ist auch noch nicht im Heidentum gefunden, der sein Leben unverrückt auf dem Grundpfeiler aufgebaut und gelebt hat: „Gott ist mein Vater, ich bin sein Sohn“ — wie Jesus es gethan hat — mögen Seneca und andere Philosophen noch so viel von ihrem Gott-Vater reden. Es ist ein grosser Unterschied, von Gottes Väterlichkeit zu reden und als Gottes Kind zu leben. Und es ist ein grosser Unterschied, ob man durch viele Reflexionen als Philosoph zu dem Resultat kommt, dass wohl ein Gott existieren mag, der der Herr und Vater der Welt ist, oder ob man in der unmittelbaren Erfahrungsgewissheit davon lebt wie Jesus. Und alle jene philosophischen Erwägungen konnten nicht ausreichen, die Ueberzeugung zu begründen, welche

der Apostel Johannes nährte und aussprach in den Worten: „Gott ist die Liebe.“ Dass Gott die Liebe ist, hat ert Jesus in seinem Sohnesbewusstsein erlebt, und uns hilft er dazu, dasselbe zu erfahren, indem er uns Macht giebt, Gottes Kinder zu werden (Joh 1 12).

Darum ist es auch Jesus, dem wir es verdanken, dass der Name Vater nun als die höchste Gottesbenennung anerkannt wird. Er hat ihn nicht geschaffen, aber er hat ihn zu dem gemacht, was er ist. Ich kann hier an eine alte jüdische Sage erinnern, welche, obwohl der Geist in ihr Jesu feindselig ist, doch unwillkürlich Zeugnis für ihn ablegt, und eine tiefe Wahrheit enthält, die Sage von „Schem hamephorasch“, dem geheimnisvollen Namen (BISCHOFF, Ein jüdisch deutsches Leben Jesu, Leipzig 1895, S. 17ff.). Diese Sage will erklären, woher Jesus seine übernatürliche Macht hatte; denn dass Jesus eine solche hatte, will sie nicht leugnen. Im Heiligtum auf dem Grundstein — so lautet die Sage — war der geheimnisvolle Name geschrieben. Wer ihn las, empfing übernatürliche Kräfte. Niemand vor Jesus war es geglückt, ihn zu finden und aus dem Heiligtum damit herauszukommen, ohne ihn auf dem Wege zu vergessen. Aber Jesus kam hinein und fand ihn, verbarg ihn und kam damit heraus. Und mit Hilfe dieses Namens that er seine Wunder, machte Blinde sehend und Lahme gehend und heilte Aussätzige. Welchen tiefsinnigen Inhalt schliesst diese Sage in ihren barokken Formen nicht in sich. Wie schlagend wahr ist nicht diese jüdische Erklärung. In Wahrheit, Jesus war im Heiligtum gewesen, in dem Heiligtum, in dem die Seele ihrem Gott begegnet. Und drinnen im Heiligtum fand er „den

Namen", den Namen des verborgenen Gottes, und der Name hiess „Vater". Und er ging hinaus aus dem Heiligtum unter die Menschen und durch diesen Namen tröstete er die Bekümmerten und richtete die Gefallenen auf und heilte die Kranken. Und vor diesem Namen sind alle anderen Gottesnamen verblichen. Alle schönen Bezeichnungen Zoroaster's für Ahuramazda, alle schimmernden Gottesnamen Muhammed's verlieren ihren Glanz neben dieser einfachen Benennung: „Vater".

Durch alles dieses hoffe ich Ihnen gezeigt zu haben, dass es Wahrheit ist, dass Jesus in der Religionsgeschichte durch sein Sohnesbewusstsein wirklich einzig dasteht. Aber nun deutet die jüdische Sage ja darauf hin, dass er den Namen nicht nur fand, sondern durch denselben auch seine wunderbaren Thaten ausrichtete. Das heisst: deswegen, weil er das einzig dastehende Sohnesbewusstsein hatte, hat er in der Welt ein Werk von einzigartiger Grösse vollbracht. Hiervon wäre viel zu sagen: vor allem von dem wunderlich paradoxen Verhältnis, dass, obwohl Jesus auf keinem anderen Gebiet, als dem sittlich-religiösen, als Gesetzgeber auftreten wollte, er doch wie kein anderer die bürgerlich politische Gesetzgebung beeinflusst hat; obwohl er sich nicht über Wissenschaft, Kunst, bürgerliche Gesellschaft ausgesprochen hat, hat doch kein anderer Religionsstifter, weder Buddha noch Muhammed oder Zoroaster oder Confucius alle diese Gebiete mehr beeinflusst, als er. Obgleich er selbst immer im Zentrum stand, nämlich in seinem Sohnesbewusstsein, und nur danach strebte, die Menschheit in dasselbe Zentrum zu führen, gerade dadurch kam er dazu, auf das menschliche Leben bis in

seine Peripherie zu wirken — denn auf die Peripherie wird am sichersten vom Zentrum aus gewirkt. Und dadurch, dass er den Menschen den Geist der Kindschaft gab, ist er der grosse Befreier κατ' ἐξοχήν geworden, der Erlöser, der Befreier von Todesfurcht und Aberglauben, von Zeremonienwesen und Naturfurcht, so dass wir sowohl für unsere Religion wie für unsere Kultur in Dankesschuld gegen ihn stehen. Und die Stellung des Christentums als Weltreligion hängt ja auch mit dem Sohnesbewusstsein seines Stifters zusammen. Denn kein Verhältnis ist allgemein menschlicher als das Kindesverhältnis. Darum ist die Religion, welche das Gottesverhältnis als Kindesverhältnis verwirklicht, die universale. So ist das Sohnesbewusstsein Jesu wirklich der Ausgangspunkt für sein Werk. „Gieb mir eine Stelle (ausserhalb der Erde), wo ich stehen kann, und ich werde die Welt bewegen“, so hatte ein weiser Mann gesagt. In seinem Sohnesbewusstsein hatte Jesus dieses ποῦ στῶ, diese Stelle ausserhalb der Erde, und von hier aus hat er die Erde und die irdischen Verhältnisse bewegt.

Doch alles dies muss ich hier bei Seite lassen. Nur will ich, um Ihnen den Beweis nicht schuldig zu bleiben, mir erlauben, auf das hinzuweisen, was ich hierüber an anderer Stelle ausgeführt habe (Die Naturwissenschaft in ihrem Schuldverhältnis zum Christentum, Berlin 1897). Hier will ich mit Einem zufrieden sein, nämlich wenn es mir geglückt sein sollte, Ihnen von dem, was die Religionsgeschichte von Jesus zu sagen hat, soviel zu zeigen, dass Sie fühlen, dass wir ihm gegenüber nicht im Ungewissen schweben, dass die Religionsgeschichte ihn nicht herabdrückt oder ihn zu einer sagenhaften

Gestalt macht. Er ist im Gegenteil die grösste Realität der Religionsgeschichte. Und das Sohnesbewusstsein, das er in sich trug, ist auch eine Realität, aber allerdings eine rätselhafte Realität.

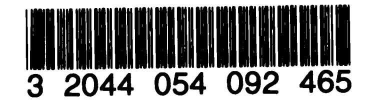
Denn das ist ja leicht einzusehen, wie Frage auf Frage aus dem Ergebnis entspringt, zu dem wir gelangt sind. Wer ist er, der, soweit die religionswissenschaftliche Forschung reicht, im religiösen Sohnesbewusstsein nicht seines Gleichen hat? Und nun dieses Sohnesbewusstsein, ist es eine Illusion, oder nicht? Woher hatte er es? Und woher hatte er seinen Optimismus? Seine Erfahrungen in dieser Welt waren doch nicht so ermutigend, dass sie ihn gewiss machen konnten, dass Liebe die tragende Macht des Daseins ist. Und so die letzte grosse Frage: Ist er mit Recht oder mit Unrecht gekreuzigt worden? Er wurde ja gekreuzigt, weil er von sich bekannte, dass er Gottes Sohn sei? War er das nicht, so muss der Hohepriester frei gesprochen werden und Jesus ist mit Recht verurteilt. Aber wer hat hier den Mut, Jesus als einen sich selbst vergötternden Schwärmer anzuklagen?

Ja alle diese Fragen erheben sich nach der religionswissenschaftlichen Vergleichung. Sie zu beantworten, dazu ist die Wissenschaft nicht kompetent. Hier scheiden sich die Geister nach anderen Gründen, als den wissenschaftlichen. Aber keine Antwort kann klarer und fasslicher sein, als die, welche der christliche Glaube giebt und worin auch ich Ruhe finde. Die Religionsgeschichte sagt: Niemand hat wie Jesus sich als Gottes Sohn gefühlt. Der Glaube sagt: Der Grund ist, dass Keiner, wie Jesus, Gottes Sohn gewesen ist. Diese

Sätze sind nicht identisch, aber in Harmonie mit einander. Die Sätze der Wissenschaft sind nicht identisch mit denen des Glaubens, und keine Wissenschaft kann die Wahrheit des Glaubens beweisen. Aber die Wissenschaft kann mit dem Glauben in Harmonie gebracht werden; wahre Wissenschaft und wahrer Glaube müssen mit einander in Harmonie stehen. Und mit dem Hinweis auf die Harmonie zwischen den beiden Sätzen: Niemand hat wie Jesus sich als Gottes Sohn gefühlt, und Niemand ist, wie Jesus, Gottes Eingeborener, Gottes Sohn gewesen, will ich schliessen.


3 2044 054 092 465


April 5




April 5




April 5

